

Süddeutsche Zeitung v. 3. Mai 2004

**Replik auf einen Artikel von Burkhard Müller
in der Süddeutschen Zeitung v. 24./25. April 2004**

Seufzer der Kreatur. Ohne Christentum wäre Europa leer

Von Jürgen Manemann

Europa: der gottlose Kontinent – mit dieser Diagnose beendet Burkhard Müller seinen Beitrag über das Ende des Christentums und die heidnische Identität Europas. Kühl, distanziert, lakonisch als bloße Nachricht kommt sie daher. Nun könnte man gewiss dem mit der Attitüde des Kundigen Auftretenden religionssoziologische und kulturwissenschaftliche Desiderata entgegenhalten. Eine Gegenrede dieser Art wäre jedoch ungenügend, denn sie würde die tiefer sitzende Krisis, die in dem Beitrag zum Ausdruck kommt, erst gar nicht ins Blickfeld treten lassen.

Müllers Artikel erschöpft sich nicht in einem anti-christlichen Affekt, in ihm zeigt sich etwas von dem, was der französische Philosoph Alain Finkielkraut jüngst als „Undankbarkeit“ charakterisiert hat. Finkielkraut sieht in der Undankbarkeit gegenüber der Vergangenheit den Zeitgeist auf den Punkt gebracht. Die Haltung der Undankbarkeit, die Müllers Text durchzieht, ist Ausdruck einer Respektlosigkeit, die durch ihre Nüchternheit die Anmaßung, die Vergangenheit zu enteignen, zu kaschieren versucht.

Wie anders ist die Metapher zu verstehen, dass das Christentum lediglich der alte, der tote Korallenstock sei, auf dem die Gegenwart, der Palmhain, fuße. Eine tote Vergangenheit, so Müller, sei allenfalls von historischem Interesse, aber eine aktuelle Dankespflicht könne aus dieser Einsicht nicht abgeleitet werden. Dieser radikalen posttraditionalen Haltung liegt offensichtlich ein Evolutionismus zugrunde, der Geschichte nach atomphysikalischer Manier in Halbwertzeiten aufteilt, so dass letztlich nur noch das zählt, was übrig bleibt: Gegenwart und Zukunft.

Der katholische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton hat die Simplifikation dieser Respektlosigkeit gegenüber dem Vergangenen durch den Einspruch der Tradition offengelegt und die ihr zugrunde liegende Haltung als Immunisierungsstrategie gegenüber dem Anderen entlarvt. Im Gegensatz zu Müllers Haltung, die eine Halbierung des Humanen zur Folge hat, stellt eine aus Geschichten bestehende Tradition eine Erweiterung dar - denn Tradition dehnt unser geläufiges Demokratieverständnis aus: „Tradition bedeutet, daß man der am meisten im Schatten stehenden Klasse, unseren Vorfahren Stimmrecht verleiht. Tradition ist Demokratie

für die Toten. Sie ist die Weigerung, der kleinen, anmaßenden Oligarchie derer, die zufällig gerade auf der Erde wandeln, das Feld zu überlassen.“

Die Haltung der Undankbarkeit ist nicht nur Ausdruck kultureller Amnesie, die ihre Solidarität mit den Toten aufgekündigt hat, sie tritt auch noch mit dem Anspruch auf, gerade aus diesem Grund der Anwalt der Freiheit zu sein. Da sich jedoch niemand selbst besitzt, handelt es sich hierbei um einen leicht zu durchschauenden Selbstbetrug. Eine solche, vermeintlich heidnische Individualität zerstört das Individuum, in dessen Namen es auftritt.

Was für ein Europa würde aus dieser Haltung hervorgehen? Es wäre ein Europa, geleitet von der hybriden Einstellung, sich selbst zu besitzen. Aber was besitzt Europa, was ihm nicht auch gegeben wurde? Europa ist ohne die Einsicht in sein vielfaches Erbe zukunftsunfähig. Wir gegenwärtig Lebenden sind, wie Burkhard Liebsch eindrucksvoll dargelegt hat, Überlebende (wobei diesem Begriff hier keine Überaffektiertheit unterstellt werden darf!), als solche müssen wir unser Leben als Leben von Anderen her verstehen – und das natürlich in seiner ganzen Ambivalenz! Der einzelne kommt zwar zur Welt durch die Trennung der Nabelschnur, wie Müller schreibt, aber dieses Entlassen ist nicht ein Verlassen, da ja der Andere die *conditio sine qua non* der Freisetzung ist. Es ist falsch, dieses Zur-Welt-Kommen auf den bloßen Akt der Trennung zu reduzieren. Ein Europa ohne Erinnerungen an diese Trennungs- und Freisetzungsgeschichten - und d.h. auch ohne Erinnerungen an die religiösen Traditionen, die Europa geprägt haben und immer noch prägen - drohte, sich von der Welt abzuschließen, zu einem Europa der Selbstgenügsamkeit zu verkommen.

Müllers Beitrag enthält durchaus richtige, für Christen bittere Tatsachen bereit: etwa die Einsicht, dass Christen sich selbst fragen müssen, ob sie noch an den Gott Abrahams, Jacobs, Isaaks, den Gott Jesu Christi glauben oder bloss noch an ihren geglaubten Glauben. Und Christen haben immer wieder ihr Christentum im dualistischen Sinne als eine Ausrichtung auf eine jenseitige andere Welt entfremdet. Für diese Entfremdung stehen aber nicht die Ordensgemeinschaften, wie Müller behauptet. Gerade sie sind sichtbares Zeichen der Radikalität, der christlichen Verschärfung.

Insofern hat Müller Recht, wenn er schreibt, dass das Christentum aufhört, christlich zu sein, wenn dieses Zentrum verschwunden ist. Die Ordensgemeinschaften sind der Stachel im Fleisch eines zur Kulturreligion degradierten Christentums und Verweigerung einer „katholischen Verschärfung“ (C. Schmitt), die Machtverhältnisse perpetuiert anstatt sie zu durchbrechen. Ja, es stimmt, und wer wollte das ernsthaft bestreiten: Der christliche Glaube ist in einer Krise. Und diese Krise ist immer auch und vielleicht primär eine Krise ihrer

Subjekte. Deshalb sollten Christen und Christinnen für diese Krise auch nicht allein oder in erster Linie die anderen und die Gesellschaft verantwortlich machen.

Abgesehen davon zeugt es nicht gerade von einem aufrichtigen Christsein, wenn immerzu der eigene mögliche Untergang als das zentrale Problem betrachtet wird, regredierte Christsein doch so zum reinen Selbstzweck. Zentral für ein Christsein sind das Für-andere-da-sein und der Gedanke von der Befristung der Zeit. Beide sind zwei Seiten einer Medaille, die auf eine radikale Diesseitigkeit drängen.

Die Welt, um die es dem Christentum geht, ist nur als Geschichte zu verstehen. Und so ist denn auch die Erinnerung an die verrückte Idee der Auferweckung nicht der Wunsch nach einem Jenseits, auch nicht Ausdruck einer Utopie, sondern einer Heterotopie, die Suche nach einer anderen Geschichte in dieser Geschichte. Kennzeichen einer solchen Tradition ist nicht Selbstreferenzialität, sondern Selbsttranszendenz, ist sie doch Erinnerung an uneingelöste Hoffnungen und somit Verpflichtung auf eine teure Hoffnung, eine „Hoffnung um der Hoffnungslosen willen“ (W. Benjamin).

An dieser Stelle zeigt sich, was aus der Perspektive des Christentums anti-christlich ist: die Konzentration auf das eigene Leiden. Insofern kann bspw. Johann Baptist Metz auch behaupten, dass Mel Gibsons Jesus-Film im Kern anti-christlich ist, da er sich nur auf das Leiden Jesu konzentriert. Diese Einseitigkeit macht aus dem Christentum eine „Klagereligion“ (Elias Canetti), die als Opferreligion um sich selbst kreist und schließlich Gewalt gegen Andere evoziert.

Demgegenüber kommt es darauf an, die „*memoria passionis, mortis et resurrectionis Jesu Christi*“, die Erinnerung an Passion, Tod und Auferstehung Christi als subversive Erinnerung zu begreifen, die v.a. das fremde Leid und dessen Abschaffung im Blick hat. Es ist das „Eingedenken fremden Leids“ (Johann Baptist Metz), welches das Christentum den jüdischen Traditionen verdankt und das für ein postimperialistisches Europa unabdingbar ist. Gefährdet ist diese Memoria, die sich auch in anderen Kulturen findet, durch eine Haltung der Respektlosigkeit, die das Durchgekommensein und Zukunft zu Wertbegriffen macht und auf „Heidnisches“ rekurriert, um die Gefährlichkeit der eigenen Selbstzufriedenheit zu bemänteln.

Von Karl Marx ließe sich lernen, dass Religionen nicht nur als Opium gewirkt haben, sondern immer auch Ausdruck des Humanen waren, ein Seufzer der bedrängten Kreatur. Was wäre Europa ohne diese Erinnerungen? Blanke Leere.

Jürgen Manemann, z.Z. Privatdozent für Fundamentaltheologie an der Universität Münster, ab Herbst Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität Erfurt